

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 96 (1970)
Heft: 33

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

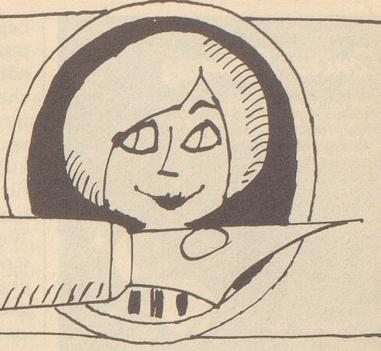
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Eine Enttäuschte mehr

Nicht, daß wir etwa prinzipiell gegen das Sparen wären, im Gegen teil, wir haben es immer wieder etwa versucht damit.

Wenn man muß, geht es natürlich von selber, wie alles was man muß. Viel heikler sind die Situationen, wo man für einmal «können», weil das Nötige da ist, und da werden die einen im letzten Moment schwach und denken an «alles, was noch kommen könnte» und behalten den Batzen – natürlich für Schlimmeres statt für Gfreuter.

Andere sind wagemutiger und kaufen sich jetzt etwas, was sie schon lang gern gehabt hätten. (Ich selber schwanke zwischen den beiden Kategorien hin und her, wie das berüchtigte Rohr im Winde.)

Dann gibt es natürlich noch die, die sich zu jeder Zeit alles kaufen können, was sie sich wünschen. Das habe ich noch nie probiert, es muß wunderschön sein, aber meine Begehrlichkeiten und Sehnsüchte sind gering.

«Ein braves Kind», wie mein Freund Peter sagte, «verlangt nichts und kriegt auch nichts.»

Wenn aber ein Kind dringend das und jenes verlangt, und kriegt es nicht – dann kräht normalerweise kein Hahn danach. Wenn es aber ein sehr berühmtes Kind ist, das da schlecht wegkommt, dann kommt die ganze Geschichte mit Recht in die Heftli, also da, wo sie hingehört.

Die meisten von uns erinnern sich wohl noch an die Märchenbuchgeschichte vom jungen Milliardär Steve Rockefeller, der in der Küche seiner Mama ein bildhübsches, norwegisches Küchenmädchen entdeckte und vom Fleck – oder soll man sagen: vom Schüttstein – weg heiratete. Die glückliche Anne-Marie Rasmussen war die Tochter eines armen Fischers dort hoch im Norden. Die rührende Geschichte der beiden stand damals überall zu lesen, breit in den Heftli und etwas spärlicher in den Gazetten. Sie waren beide jung, hübsch und photogen. Mittlerweile sind sie für uns ein bisschen in Vergessenheit geraten. Jetzt aber steht sie wieder im Mittelpunkt des Heftliinteresses.

Sie sind nämlich vor einiger Zeit geschieden worden, und das hübsche Mädchen ist schon seit einem Jahr wieder – sagen die Heftli – in sein norwegisches Fischerdorf zurückgekehrt.

Nicht er, nicht der Milliardär, habe die Scheidung verlangt, sondern die Norwegerin. Von wegen extremer Sparsamkeit seitens des Ehemanns.

Zwar hätten die beiden jungen Leute ein prunkvolles Appartement bewohnt, aber sie hätten das Haus mit der ganzen Familie teilen müssen, und die gesamten Rockefellers hätten nichts Gescheiteres gewußt als zu vergessen, daß sie zu den reichsten Leuten der Welt gehörten und hätten gelebt wie bescheidene Kleinbürger. Ihr Ehemann habe nie erlaubt, daß sie ein Kleid von einer Couturière oder einem Grand Couturier machen lasse, und habe ihr nie in den ganzen Jah-

ren ein Schmuckstück geschenkt. Sie hatte nur den Ehering und ein bescheidenes Perlencollier. Den Verlobungsring – mit einem sehr kleinen Diamanten – habe Steve Rockefeller im Safe aufbewahrt.

Das gute Kind vom Meerstrand wußte offenbar nicht, daß reiche Leute nicht unentwegt reich leben. Es hatte sich das begreiflicherweise anders vorgestellt.

Jetzt wird sie in ihrem Fischerdorf wenigstens standesgemäß leben können, etwas, von dem die reiche New Yorker Familie offenbar nichts wissen will. Die sind schon so lange reich.

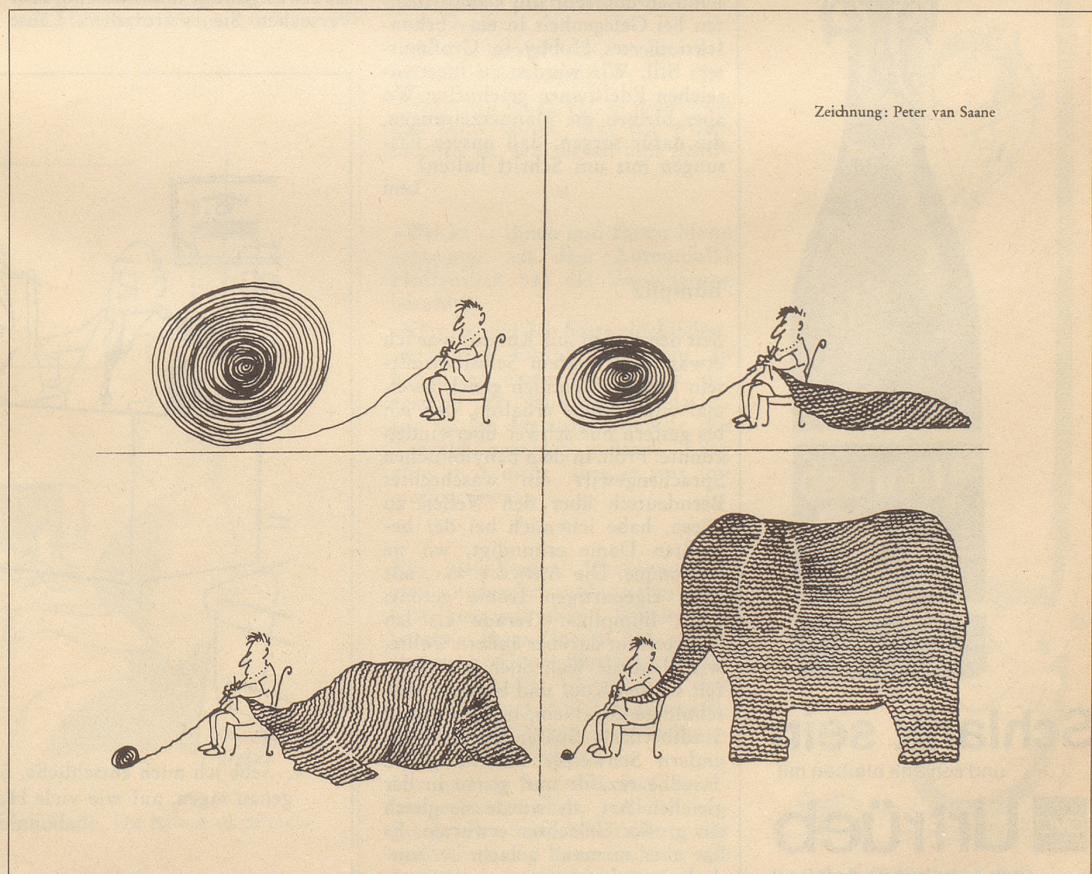
Und überhaupt – wie können wir wissen, daß die ehemännliche Sparsamkeit der wirkliche oder gar der einzige Grund zur Scheidung war?

Aber das ist ja das Schöne an den Heftli, daß man so seine Spekulationen anstellen kann. *Bethli*

Wir lernen

Als es begann, nannte man es das Jahrhundert des Kindes. Aber ich glaube, sie müssen es teilen mit uns; denn mir scheint, heute leben wir im Zeitalter der Frau. Die Frauenblätter überbieten sich, uns zu einem neuen, glücklicheren Dasein zu verhelfen. Im Verein mit Psycho-, Sozio-, Bio- und anderen -logen haben es sich die Redaktionen zur Aufgabe gemacht, den Frauen ein Veredlungsreich aufzupropfen. Noch kann man nicht voraussehen, was für Blüten, geschweige denn Früchte, es zeitigen wird, aber sicher werden sie mannigfaltiger Art sein. Es ist noch nicht ganz leicht, sich in diesem Dschungel von Ratschlägen zurechtzufinden und die Vor- und Nachteile des Tun und Lassens gegeneinander abzuwägen. Aber wir sind ja gelehrig und vor allem lernbegierig.

Um bei den praktischen Dingen zu



Zeichnung: Peter van Saane

Contra-Schmerz

hilft bei Kopfweh, Migräne,
Zahnweh, Monatsschmerzen,
ohne Magenbrennen zu
verursachen.

Nebelspalter - Humorerhalter



Schlank sein und schlank bleiben mit **ova Urtrüeb** dem naturtrüben Apfelsaft

beginnen: Man vermittelt uns breiteste Kenntnisse über moderne Ernährungstheorien. Wir finden Wochen-Menüpläne von einer extremen Kalorienarmut und - drei Seiten weiter hinten - Rezepte für kulinarische Spitzenleistungen, und für den Fall, daß wir die Mühe scheuen, Adressen von Freßbeizli. Wir vernehmen entrüstet, wie unsere versklavten Mütter verbittert über endlosen Handarbeiten seufzen - und lassen uns mit Entzücken zu einem kunstgestrickten Bettüberwurf aus Urgroßmutter's Zeiten inspirieren. Wir werden belehrt, daß auf eine Niederkunft zwei, drei Jahre voller Mühsal und Sorgen folgen und nehmen uns daher vor ... Aber halt, in der Rubrik *«Junge Mütter unter sich»* wurde doch der Anschein erweckt, als wäre der Besitz eines Babys der Mühe wert. Oder wird diese Seite von einem Kindermehlfabrikanten finanziert? Wir lernen, uns über unseren häuslichen Kram zu erheben - und erfahren von berufener Seite, daß jene Frauen die meisten Chancen hätten, ihren Ehemännern zu halten, welche ihm Geborgenheit (geflickte Socken und pünktliche Mahlzeiten) zu bieten haben. Wir studieren mehrseitige Anleitungen über zeitraubende Verschönerungskuren und heben unser geistiges Niveau durch die Lektüre von Feuilletons. Wir erfassen, daß wir für die Liebe geschaffen sind (zimtfarbene Spitzenwäsche schmeichelth Ihrer Haut!) und wissen doch, daß unser Platz an der Schreibmaschine, hinter dem Ladentisch oder am Fließband zu sein hat. Wir sind extravertiert, dynamisch und sehr *«in»* - und flüchten bei Gelegenheit in ein vorkonfektioniertes Hobby in Großmutter's Stil. Wir werden zu facettenreichen Edelsteinen geschliffen. Wo aber bleiben die Männerzeitungen, die dafür sorgen, daß unsere Fasungen mit uns Schritt halten?

Leni

Bümpliz

Seit den Ferien auf Rhodos war ich etwas *muff*. Mein Selbstbewußtsein hat dort nämlich gleich zweimal einen Stups erhalten, den ich bis gestern nur schwer überwinden konnte. Froh, in dem babylonischen Sprachengewirr ein waschechtes Berndeutsch über den Wellen zu hören, habe ich mich bei der bewußten Dame erkundigt, wo sie herkomme. Die Antwort war, mit einer eigenartigen Ironie getönt: «Aus Bümpliz». Gerade als ich mich erfreut darüber äußern wollte, wie klein die Welt doch sei, schüttelt sie den Kopf und bemerkt entschuldigend: «Nein, nein, wir sind Stadtberner!» Später hat sie einer andern Schweizer Familie genau dasselbe erzählt und genau in der gleichen Art, als würde sie gleich ein großes Gelächter erwarten. Es hat aber niemand gelacht ... sonderbarerweise.

Ich muß solche Dinge, so unbedeutend sie auch sind, immer zuerst verdauen. Nachträglich habe ich mich über mich schrecklich geärgert, wohlgemerkt, über mich selbst. Daß ich nicht die Zivilcourage aufbrachte, zu antworten: «Ich bin wirklich aus Bümpliz.» Dies möchte ich hiermit nachholen und noch einiges dazu. Bis zu jenem Tag ist mir nicht einmal im Traum der Gedanke gekommen, daß es unschicklich oder gar ein Witz ist, in Bümpliz zu wohnen. Als ich zu Hause ankam und von weitem die Kirchturmspitze über dem Dorfplatz sah und am Samstagabend das Gebimmel des Glockenspiels von Bethlehem hörte, da war ich fast glücklich und leistete im stillen meinem «Pimpelingis», so nannten es die alten Römer, einen Treueeid. In den untergehenden Sonne leuchteten die riesigen Hochbauten wie eine Vision von Manhattan, und daneben, fast in ihrem Schutze, kuscheln sich noch die älteren Häuser mitten in Rosenbeeten und den sorgsam mit Gaze bedeckten, heranreifenden Gartenerbeeren. Gerade in dieser Großzügigkeit fühlte ich mich wohl, eine Toleranz, die das Neue neben dem Alten leben läßt. Gestern war ich am Strand von Bümpliz im Weyermannshausseeli baden, und seither weiß ich, daß mir das ganze vornehme Getue gestohlen werden kann. Bitte, meine Dame aus einem vornehmen Viertel, kommen Sie einmal dorthin und vergleichen Sie das Leben dort mit dem Strandleben eines Luxushotels, wie wir es in Rhodos bevölkerten. Ich weiß, der Vergleich ist etwas gewagt und hinkend, aber versuchen Sie es trotzdem. Läuse

und Flöhe kriegen Sie bestimmt keine, es ist nämlich sehr sauber und gepflegt, aber dafür hören Sie lachen. Sie werden drei bis vier ältere Frauen einen Jaß klopfen und Kinder und nochmals Kinder in jedem Alter herumtollen sehen. Kinder, die das Lachen noch nicht verlernt haben! Natürlich sollte man dieses Lachen und diese Natürlichkeit auch ertragen können. Wenn ein kleiner Dreikäsehoch Ihnen die Haarbadekappe fortträgt, weil er meint, es sei ein Büßeli, ist das auch kein Weltuntergang. Wenn Sie sein Adamskostüm irritiert, so schließen Sie beide Augen, oder wenigstens einenes, von wegen der Badehaube.



Bümplizer sind an der Weltausstellung in Tokio. Sie wollen am Schalter des Bahnhofs in Japan eine Fahrkarte für die Rückfahrt in die Schweiz lösen. Der Zürcher wendet sich an die zwei Kollegen: «Ihr werdet jetzt sehen, wie bekannt Zürich ist, der Beamte wird sofort wissen, wo Zürich liegt.» Und er erhält ohne Nachfrage sein Billett. Der Basler schmunzelt und empfängt ohne weiteres auch seine Fahrkarte. Nun blicken sie beide mit eben dieser bekannten Ironie auf den Bümplizer. Der verlangt am Schalter: «Bümpliz einfach, bitte!» Der Schalterbeamte beugt sich zu ihm und fragt: «Bümpliz Nord, Bümpliz Süd oder Stöckacher?»

Bitte, hat sonst noch jemand zu meckern über Bümpliz? Ruth

Klassisches Gespräch

Die jungverheiratete Gattin eines Gesandten lernte eifrig deutsch. Bei Tisch fragte sie ihren Nachbarn, der deutsch spricht: «Eines verstehe ich nicht, warum im Deutschen so viele Worte zwei Formen haben.» «Wie meinen Sie das?» fragte er erstaunt. «Nun, essen und speisen, geschickt und gesandt, oder sicher und gewiß, das ist doch dasselbe», meinte sie.

Ihr Nachbar denkt nach, dann sagt er: «Das stimmt wohl nicht. Man kann sagen: Jesus speiste Zehntausend, aber er aß sie nicht. Ein Diplomat kann ein Gesandter sein, womit nicht gesagt ist, daß er zugleich ein geschickter ist, und wenn

Sie – was der Himmel verhüte – je in meiner Gegenwart ins Wasser fielen, würde ich es als meine Pflicht halten, Ihnen nachzuspringen. Wenn ich Sie gerettet hätte, würde ich Sie bestimmt an einen sicheren, aber gewiß nicht an einen bestimmten Ort bringen ...

J V

Sonntags wichert der Amtsschimmel auch auf dem Friedhof

An einem Sonntagvormittag im Mai wollte ich das Grab eines Familienangehörigen auf einem ziemlich weit entfernten Friedhof besuchen. Blumen brachte ich nicht mit, weil ich wußte, daß der Friedhofgärtner dort auch sonntags welche verkauft.

Ich kam hin und sah die samtenen Stiefmütterchen zum Einfälen, die mir gleich gefielen. Doch der Mann wollte sie mir nicht verkaufen, mit der Begründung, sonntags würden keine Gräber bepflanzt, denn Anpflanzen bedeute Arbeit, und Arbeit störe die Sonntagsruhe. Ich wunderte mich, da ich mir eine stillere Tätigkeit als Blumenpflanzen kaum vorstellen kann. «Aber, ich bin doch extra dazu hergekommen», verteidigte ich mich, «Sie verkaufen doch sonst immer Blumen, auch am Sonntag.» – «Gewiß», antwortete der Mann, «Sie können hier diese schöne Topfpflanze nehmen und sie gut in der Erde eingraben, die hält Ihnen lange.» Nun mußte ich mich noch mehr wundern und fragte: «Wenn ich also sechs kleine Löchlein für

die Stiefmütterchen mache, dann arbeite ich; wenn ich aber ein großes Loch für die Topfpflanze grabe, so ist das keine Arbeit, sondern?» Der Mann brummte etwas von Frauenspersonen, die alles besser wissen wollen und die schließlich auch werktags Zeit hätten.

Mit Geduld und Ausdauer konnte ich ihm glaubhaft machen, daß ich wirklich weit weg wohne, kein Auto besitze und werktags arbeite. «Ach so, Sie arbeiten», sagte er, und erklärte sich endlich bereit, mir die Setzlinge zu verkaufen. Vielleicht hat er auch nur eingelenkt, weil ich mich zum Gehen anschickte und hinter mir neue Kunden erschienen, die vielleicht die große Topfpflanze doch noch erstanden haben.

Während ich die Löchlein in das kleine Urnengrab grub, hörte ich in der sonntäglichen Friedhofsruhe leise die Vögel zwitschern; nur von der Gärtnerei her glaubte ich ein lautes Wiedern zu vernehmen. Ich schaute mich um, wer denn da den Sonntagsfrieden störte, konnte aber den Urheber nicht erblicken. Mag sein, daß ich mich getäuscht hatte; Menschen, die sonntags arbeiten, haben eben ihre Halluzinationen.

Nina

«Was ich noch sagen wollte ...»

«Folgen Sie bitte meinem Manne und der jungen Dame, mit der er sich fast jeden Tag trifft, auf Schritt und Tritt», sagte die Dame zum Detektiv.

«Ah, ich verstehe, Sie wollen wissen, ob er Sie betrügt.»

«Natürlich tut er das, es spielt auch gar keine Rolle. Was ich wissen möchte, ist, was sie an ihm sieht!»

*

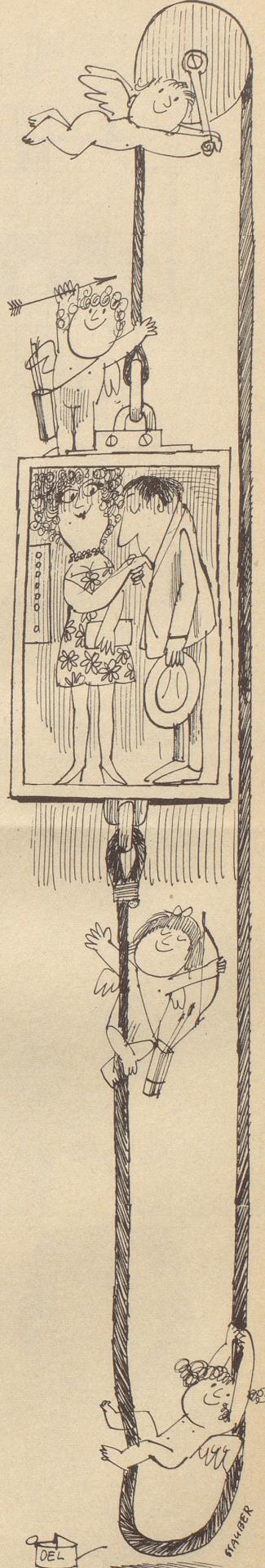
«Wie ist es Ihnen und Ihrem Mann ergangen, seit dem Autounfall? Hoffentlich hat die Versicherung bezahlt?»

«Klar hat sie! Ich hatte glücklicherweise den Einfall, ihm eins zu hauen mit einem Gegenstand, der grad in der Nähe lag, und da haben sie, bis das ausgeheilt war, das Taggeld bezahlen müssen. Lang ging es ja nicht, aber es war immerhin etwas.»

*

Ein New Yorker Warenhaus (es muß ein ziemlich snobistisches sein!) hatte ausgeschrieben: «Für den Geburtstag Ihrer Gattin! Ein ideales Geschenk! Unser „Ordner“, der ihr erlauben wird, gleichzeitig ihre Ausgaben und die Zusammenstellung ihrer Menus vorzunehmen. Preis: 10 000 Dollar.»

Mir scheint, so etwas muß ja ein Budget ausgleichen, vielleicht sogar in aller Schlichtheit für immer auslöschen, und dann sind wir alle Budgetsorgen ohnehin los.



Lift als Kontaktmöglichkeit



«... ich sagte „Guten Tag“, weil ich finde, Du hast es nötig!»